

Biodiversität ist Lebensqualität

Für jeden Garten gibt es eine eigene Art, wie er zu einem Garten der Artenvielfalt werden kann.

Wer heute sechzig Jahre alt ist, hat den Begriff Biodiversität während der ersten Lebenshälfte wahrscheinlich nicht gekannt – im deutschsprachigen Raum begann sich die unterdessen gängige Bezeichnung für biologische Vielfalt erst mit der auf dem Erdgipfel in Rio 1992 verabschiedeten Biodiversitäts-Konvention durchzusetzen.

Heute jedoch hat die Beschäftigung mit der Biodiversität eine zentrale Bedeutung. Das renommierte Stockholm Resilience Centre zeigt auf, dass der Rückgang der Artenvielfalt ein Ausmass angenommen hat, das die globalen Ökosysteme noch weit dramatischer zu destabilisieren droht als der Klimawandel.

Bei Erhaltung und Förderung der Biodiversität geht es nicht bloss um partikuläre Interessen von Schmetterlings-sammlern oder Orchideenliebhaberinnen, sondern um die Funktionstüchtigkeit lokaler und globaler Ökosysteme – der Grundlage unseres Lebens. Auch wenn sich weltweit gesehen ein grosser Teil der Biodiversität auf tropische und marine Systeme konzentriert, haben zahlreiche Studien in den vergangenen Jahrzehnten gezeigt, dass die Artenvielfalt urbaner Räume in Mitteleuropa nicht zu unterschätzen ist. Häufig lässt sich im Siedlungsraum eine höhere Diversität feststellen als im Umland, insbesondere auf dessen weiten ausgeräumten Flächen der modernen, rationalisierten Landwirtschaft. Auf dem Gebiet der Stadt Zürich etwa leben rund vierzig Prozent der landesweit bekannten Pflanzen- und Tierarten, darunter zahlreiche seltene und gefährdete Arten.

Klimaanlage und Lebensraum

Nachhaltige Bau- und Wohnprojekte sollten der Biodiversität daher einen ähnlichen Stellenwert einräumen wie etwa dem Energiekonzept. Das beginnt bei der Planung: Während Bauland meist nicht als Teil der Biosphäre wahrgenommen, sondern als Tabula rasa betrachtet und während des Bauprozesses genauso behandelt wird, bezieht eine ökologisch verträgliche Umgestaltung bestehende Naturwerte in die Entwicklung des Projekts ein. Dies ist besonders dann wichtig, wenn An- und Neubauten im Zuge baulicher Verdichtung in weitläufigen Haus- und Villengärten entstehen wie im Fall des Kreuzlinger Projekts «Bodan 44 +» siehe Seite 18. Hier ist das 2011 fertiggestellte Wohngebäude so platziert worden, dass möglichst wenig

Grundfläche überbaut und eine mächtige, alte Blutbuche nicht tangiert wurde. Grosskronige, alte Bäume sind kaum je zu ersetzen. Sie mildern als Schattenspende und Luftbefeuchter das trocken-warme Stadtklima und erbringen im Vergleich zu Jungbäumen das Hundertfache an Ökosystemleistungen. Mit einer Blattfläche von über tausend Quadratmetern bietet eine hundertjährige Buche Nahrung für unzählige Insekten. Fast alle Vögel sind auf voluminöse Baumkronen angewiesen, sei es als Nistplatz und Jagdgebiet oder einfach als Landeplatz für eine Pause auf ihrer Route durch den urbanen Luftraum.

Doch gerade alte Bäume zählen zu den grossen Verlierern im Prozess der baulichen Verdichtung. Nur wenige von ihnen – wie im Berner Projekt Stürlerhaus die Kastanien-Hochstammbäume siehe Seite 28 oder im Kreuzlinger Projekt die Blutbuche – stehen unter Schutz. Längerfristig unersetzlich sind sie insbesondere auch dann, wenn die dünne Humusschicht im durch eine neu gebaute Tiefgarage unterkellerten Garten die Bildung voluminöser Baumwurzeln für alle Zeiten unterbindet.

Auch gut eingewachsene Hecken, Wiesen- und selbst Rasenpartien, die ein hohes Alter aufweisen, zeichnen sich meist durch eine hohe Artenvielfalt aus, die sich in frisch angelegten Grünstrukturen oft erst im Verlauf der Jahre und Jahrzehnte einstellen wird. Generell weisen Garten und Wohnumfeld dann eine hohe Biodiversität auf, wenn sie vielfältig strukturiert sind: mit Bäumen, Hecken, Sträuchern, Stauden, Blumenwiesen, Beeten mit Nutz- und Zierpflanzen, unversiegelten Kiesflächen, wo Wasser versickern und Spontanvegetation gedeihen kann, Fassaden- und Dachbegrünung, mit Nisthilfen für Vögel und Wildbienen, Kompost, Ast- und Laubhaufen etc.

Standardrezepte für die Anlage eines Gartens mit hoher Biodiversität gibt es nicht. Jeder Garten ist hinsichtlich Lage, Grösse, Vorgeschichte und Nutzungsansprüchen ein Unikat und hat ein eigenes Gesicht. Es ist jedoch möglich, anhand einer Checkliste, die im Zusammenhang mit dem Projekt «Grünräume für die zweite Lebenshälfte» entwickelt worden ist, einen ersten Eindruck des ökologischen Zustands eines Grünraums zu gewinnen siehe Seite 12. Dabei werden nicht nur Fragen nach der Vielfalt an Strukturen und Arten im Garten und nach dem Alter der vorhandenen Elemente berücksichtigt, sondern auch der

Versiegelungsgrad der Freiflächen sowie die Vernetzung der Lebensräume mit der angrenzenden Umgebung. Weitere Kriterien betreffen störungsarme, kaum benutzte und nicht durch Kunstlicht beeinträchtigte Bereiche sowie die Herkunft der Gehölze und Stauden – standortgemässe, einheimische Pflanzen bieten der Fauna grundsätzlich wesentlich bessere Entwicklungsmöglichkeiten als Exoten. Und schliesslich spielt eine möglichst naturnahe Bewirtschaftung eine für die Biodiversität entscheidende Rolle.

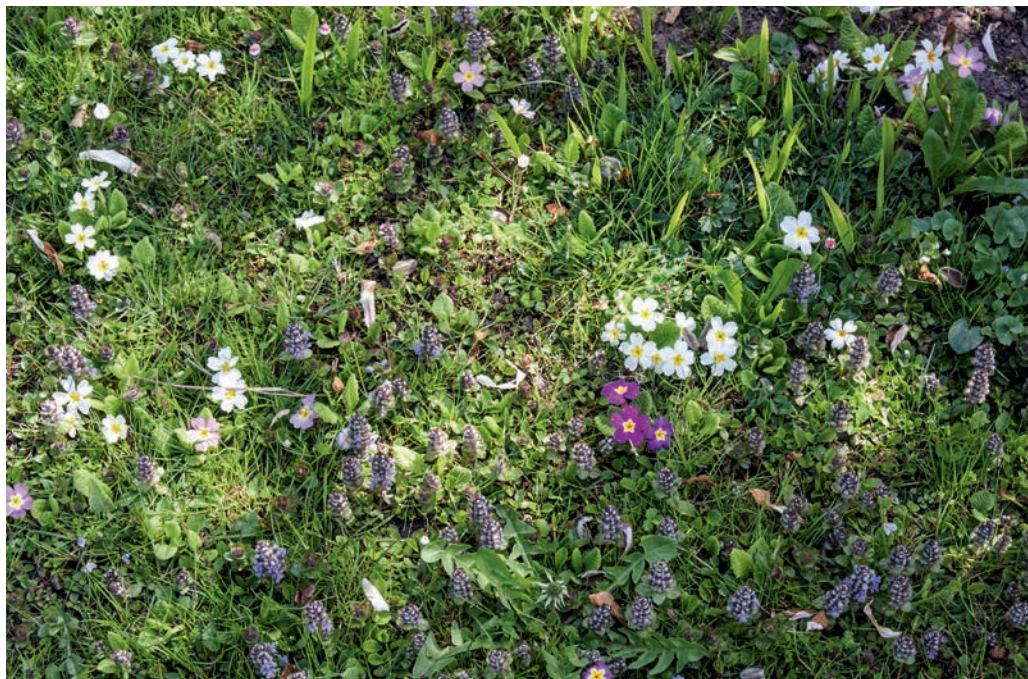
Geordnete Wildnis

Glücklicherweise erfreuen sich gut strukturierte, vielfältig gestaltete Gärten meist einer hohen Akzeptanz. Die Interviews, die im Rahmen des Projekts «Grünräume für die zweite Lebenshälfte» geführt wurden, bestätigen dies einmal mehr. Die Befragten lieben es, bunte Blumenwiesen zu betrachten, die unterschiedlichen Gerüche von Blüten und Büschen wahrzunehmen, in Beerensträuchern und Apfelbäumen Vögel zu beobachten, den Buntspecht trommeln zu hören und dem Vogelgesang zu lauschen, Blindschleichen und Igel zu begegnen.

Natürlich zeigen sich nicht alle Interviewpartner im gleichen Mass am Naturerlebnis interessiert, ebenso gehen die Vorstellungen, wie ein Garten auszusehen hat, auseinander: Die einen freuen sich am Löwenzahn im Rasen, den andern ist er als «Unkraut» ein Dorn im Auge. Befragt nach den eigenen Präferenzen: «Muss Ihr Garten Ordnung haben? Oder hätten Sie es lieber wild?», antworteten fast alle im Sinne der Antwort einer Bewohnerin aus der Genossenschaft Pestalozzi in Muttenz siehe Seite 28, die sich eine «geordnete Wildnis» wünscht. Diese Antwort ist im Einklang mit den Ergebnissen anderer Schweizer Studien, die aufgezeigt haben, wo der Schwerpunkt der Ansprüche an das Wohnumfeld liegt: Lebendige, gepflegte Gärten werden weit mehr geschätzt als monotone, glatte Rasenflächen und langweilige, gleichförmige Hecken.

Wenn die eigene Mobilität – gerade im Alter – durch Krankheit eingeschränkt wird, gewinnt der Ausblick in den Garten oft eine ungeahnte Bedeutung: «Die allernächste Umgebung ist eigentlich das Allerwichtigste überhaupt», stellt einer der Bewohner der Kreuzlinger Siedlung «Bodan 44 +» fest, dessen Umwelt sich krankheitsbedingt für längere Zeit auf Wohnung und Garten reduziert hatte, und er erklärt: «Man sieht die kleinsten Sachen, jedes Fleckchen Schnee, jeden Wurm, jeden Vogel, alles sieht man. Und wenn ich mich nur noch in der nächsten Umgebung bewegen kann, dann muss diese möglichst vielfältig sein.» Ähnlich äusserte sich eine Neunzigjährige aus der Siedlungsgenossenschaft Eigengrund in Dietikon siehe Seite 36, die sich von ihrem Balkon aus «ungemein» an der Blumenwiese vor dem Haus freut, Werden, Sein und Vergehen von Pflanzen beobachtet und sich dabei an gemeinsame Streifzüge durch Wiesen und Wälder mit ihrem verstorbenen Mann erinnert. Einmal mehr zeigt sich, wie wichtig das Nahe, das Feine, das räumlich und pflanzlich Vielgestaltige direkt vor der Haustüre ist.

Die Förderung der Biodiversität im Wohnumfeld entspricht also nicht einer Pflichtübung zur ökologischen Korrektheit, sondern schafft Lebensqualität. Dies trifft nicht nur für Menschen zu, die in der zweiten Lebenshälfte an Bewegungsspielraum verlieren, sondern auch für Betagte, die im Garten ein Betätigungsfeld finden, das sie körperlich fordert und fortlaufend um Erfahrungen bereichert. Der Sinn fürs Ganze wird geschärft, Zusammenhänge werden entdeckt: Wenn um die Siedlung «Ewiges Wegli» in Kloten siehe Seite 32 die Ameisen «einem das Leben schwer machen», wird dies erträglicher, sobald das im Garten tätige Paar erkennt, dass sich der gern betrachtete Grünspecht von Ameisen ernährt. Und Frau Stüssi bemerkt, dass in ihrem Wädenswiler Garten siehe Seite 14 trotz jahrzehntelanger Erfahrung nach wie vor nicht alles so funktioniert, wie sie es sich vorstellt. Stefan Ineichen ●



Auch ein Rasen kann sehr artenreich sein. Foto: Martin Linsi